

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 2

Artikel: Die Vase [Fortsetzung]
Autor: Zaugg, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

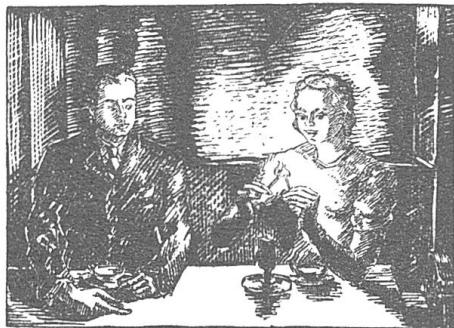
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



D I E V A S E

Novelle

VON RICHARD ZAUGG

(1. Fortsetzung.) *Die kleine Elisabeth hat ihre Freundschaft, die erste, mit Robert, der ihr, einsam wie sie selbst, den Halt, den sie suchte, nicht geben konnte, auf Charly übertragen.*

Der neue Gefährte Elisabeths widmete sich seiner Eroberung mit Maß. Er führte die kleine Bernath hie und da zur Schule oder nach Hause. Im Zuge ließ er sich wieder nur blicken, wenn er Gründe hatte, seine Maschine nicht zu benützen. Dann mischte er sich unbefangen in die Gesellschaft der jungen Leute, bevorzugte Robert und behandelte Elisabeth mit zurückhaltender Vertraulichkeit. Erstaunlich war, daß Robert nur eine gedämpfte Eifersucht zeigte. Er machte einen etwas noch gequältern Eindruck, musterte oft Elisabeth, wenn er sich unbeobachtet glaubte, dumpf, wechselte mit ihr nur wenig und hie und da barsche Worte; aber Haß gegen sie spürte ich keinen heraus, und vor allem schien er es Charly nicht zu verübeln, daß gerade er seine Nachfolge übernahm. Ich vermute, es tat ihm, nachdem er einsah,

Elisabeth doch nicht halten zu können, eher wohl.

Ich habe doch schon erwähnt, daß Charly ein sehr höflicher junger Mann war? Auch darin glich er seinem Vater. Ich könnte mir denken, daß gerade diese Eigenschaft mit dazu beigetragen hatte, Elisabeth für ihn zu gewinnen. Sie stand in krassem Gegensatz zu Roberts ungehobeltem Wesen.

Als höflicher junger Mann beschenkte Charly Elisabeth mit Blumen. Ich war dabei nie zugegen. Ich sah sie auch in seiner Gegenwart nie mit Blumen. Aber bald brachte sie alle zwei, drei Tage ein Sträuchchen mit auf die Bahn. Es war erstaunlich, wie diese Blumen auf die kleine Bernath wirkten. Ich hatte sie bisher kaum je glücklich gesehen. Doch wenn sie nun, die Schulmappe über den Knien, mit ihren Blumen dasaß, war sie ein verwandeltes Mädchen. Sie vergaß ihre Umwelt — und vor allem sich selbst.

Übrigens kam es damals zwischen ihr und mir zum ersten Gespräch, wenn man das ein Gespräch nennen kann, wenn nur einer der Partner spricht. Ich sagte Ihnen

doch, daß wir in all diesen Jahren insgesamt nur zweimal Worte austauschten, die über das Grüßen hinausgingen. Elisabeth war mein Gegenüber, neben ihr und neben mir besetzte Plätze. Aber sie kümmerte sich um ihre Nachbarn nicht. Diesmal keiner Blumen wegen. Ihre Blicke ruhten auf einer kleinen irdenen Vase. Die umfaßten ihre Hände zärtlich. Ihr Herz muß übervoll gewesen sein, denn, als ich zuerst die Vase betrachtet hatte und dann dem Mädchen in die Augen sah, sprudelte es von ihren Lippen.

« Nicht wahr, sie ist schön? Ich habe jetzt so viele Blumen. Aber eine Vase hatte mir gefehlt. Jetzt habe ich eine. Nur für die ganz kleinen kann ich die nicht brauchen, für sie habe ich ein Tellerchen. Und für Rosen mit sehr langen Stielen, da möchte ich noch eine andere haben. »

Ich sah ihre Gedanken ein ganzes Blumengärtlein umhegen. Es war lustig und lieblich anzuschauen. Freilich fehlte ihm etwas: ein Stücklein Erde, um Wurzeln zu fassen. Doch wie hätte ich es über das Herz bringen sollen, mein Bedenken laut werden zu lassen! Es fällt mir nie ganz leicht, Träumende zu wecken.

Von diesem Tag an begegnete ich der kleinen Bernath selten mehr mit Blumen. Es mag das Zufall gewesen sein, vielleicht brachte er ihr diese nun nach Hause. Möglicherweise war aber Charly wirklich im Blumenspenden sparsamer geworden. Hingegen brachte er ihr immer größere Opfer an Zeit, die er aber gewiß nicht empfand.

Ich bin Laie in Motorradangelegenheiten. Ich habe also keine Ahnung, was die Besitzer solcher Fahrzeuge veranlaßt, ihren Maschinen den Höllenlärm zu entlocken, mit dem sie vor allem an schönen Sonntagsmorgen der Umwelt den Schlaf rauben. Vielleicht gehört das mit zum Vergnügen. Auf jeden Fall war Charly ein Meister dieser Kunst. Er brachte es jenen Frühling fertig, mich Sonntag für Sonntag zwischen fünf und sechs aus dem Bett zu jagen.

Vom Fenster aus sah ich dann jeweils am Horizont der Steigung vor meinem Hause nicht Charly, aber hinter ihm einen

roten Fleck. Das war die kleine Bernath und das flatternde Band ihres ebenso roten Kopftuches. Ich weiß nicht, wo sich die beiden jungen Leute herumtrieben und womit sie die Zeit verbrachten. Ich nehme an, daß die Straße das Hauptrevier und Kilometer die wesentliche Beute ihrer Jagden waren. Immerhin veränderte sich das innere und äußere Gehaben der kleinen Bernath in jenem Frühjahr und Sommer sehr.

Sie kennen ja die Frauen, die Professor C. bevorzugte, schöne Frauen, elegante Frauen. Ich komme mit Menschen von diesem Gusse nur bei Scheidungen, Erbstreitigkeiten und ähnlichen Angelegenheiten zusammen. Da zeigen sich ja auch andere Menschenarten nicht von der liebenswürdigsten Seite. Aber ich glaube, mir dennoch über das Merkmal dieser Frauen so ziemlich im klaren zu sein. Sie sind ausgeglichen an ihrem Körper und an ihrer Seele. Nur, und da sitzt der Haken, ist die Ursache dieser Ausgeglichenheit, daß ihnen nichts auf der Welt das mindeste Gefühl abnötigt, außer dem, was ihrer Selbstbehauptung dient oder im Wege steht. Wir bewundern das an Tieren und beneiden diese darum gelegentlich. Es gibt Leute, die sich Götter ungefähr so vorstellen. Richtig daran ist, daß diese Frauen unmenschlich sind.

Professor C. führte sie in seinem schönen Wagen spazieren, wie ein Zirkusbesitzer Raubtiere, nur daß er als Dompteur mit im Käfig saß. Ihnen konnten sie nichts anhaben.

Charly bewunderte seinen Vater. Er wird versucht haben, die kleine Bernath dessen Freundinnen anzugleichen. Niemand ist so anpassungswillig und -fähig wie ein Mensch, der seine eigene Form noch nicht gefunden hat. Wie hätte Elisabeth widerstehen sollen?

Sie war übrigens seit diesem Frühjahr kein Schulmädchen mehr. Sie arbeitete irgendwo. Ich nahm an, bei einem jungen Anwalt, für dessen bescheidene Praxis eine junge Dame, frisch von der Schule weg, gerade das richtige ist. Sie kostet wenig, es sitzt jemand da, der sich am Telefon

meldet, dem man die seltenen Briefe diktiert, kann, der sich lang an ihnen verweilt und nichts dabei denkt, daß es nicht mehr zu tun gibt.

Man merkte es der Kleinen bald an, daß sie nun über ein etwas größeres Taschengeld verfügte. Sie tauchte mit einer neuen Handtasche auf, sie war rot, mit neuen Schuhen, aus einem leicht ausgefallenen Ledermosaik, und über die Knie, die bis vor kurzem noch bloß gewesen waren, oft angebeult und blau wie Bubenknie oder überzogen von seltsam und gewalttätig geflickten Strümpfen, strafften sich nun glatte Seidenstrümpfe. Nur deren Glanz war etwas zu hart.

Die Augen blickten kühl und spöttisch aus ihrem noch unbestimmten jugendlichen Rahmen. Ein reizvoller Gegensatz, erhöht durch das ungeschickt, aber nicht roh aufgetragene Anfängerinnenrot der schmalen, durstigen Lippen und der kindhaft schimmernden Wangen. «Ein Schlingel von einem Mädchen», hätte einer denken müssen, der sie zum erstenmal sah, «ein Racker, der weiß, was er will.» Ob Elisabeth das wirklich wußte? Mir war das zweifelhaft. Je weniger wir unsere eigene Rolle gefunden haben, desto eher gefallen wir uns in fremden. Das macht die vielen kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen. Es ist nicht immer leicht, sie zu durchschauen und auch völlig unnötig.

Elisabeth behandelte ihre männlichen und weiblichen Kameraden nun wirklich wie Schulmädchen und Schulbuben. Sie verhielt sich von oben herab, wie eine, die mehr weiß als die andern, unter anderm auch, daß ihr Lärvchen, dem sie früher nichts zutraute, hübsch sei und gefalle. Nur eines war gleich geblieben: sie war immer noch allein. Es mag sein, daß sie es gerade damals selbst nicht eben stark empfand, sie hatte ja Charly und im Hintergrund Robert. Mir aber schien es doch das Entscheidende.

*

Gibt es auch alte Motorradler? Ich meine solche, die ihre Maschine jahrelang zum Vergnügen fahren. Es wäre erstaun-

lich. Noch verwunderlicher wären junge Mädchen, die ihren Freunden länger auf dem Rücksitz der Liebe folgen wollten als nötig ist, um einen bequemern und behaglichen Platz zu ergattern. Bei der kleinen Bernath hätte ich mir das schon gar nicht vorstellen können, ganz abgesehen davon, daß sie vermutlich bald merkte, daß sie bei diesen Jagden zu zweit weder dem entkam, wovor sie fliehen wollte, noch sich dem näherte, was sie suchte.

Die beiden verlegten ihre Zusammenkünfte mehr und mehr auf den Abend. Sie wissen ja, daß ich das Vergnügen habe, mindestens drei Abende in der Woche in der Stadt verbringen zu müssen. Übrigens der Hauptgrund, der mich dann später bewog, mein Haus in E. aufzugeben. Nun, damals war ich noch in E. Da traf ich dann Elisabeth und Charly im Zuge, der die Vorstädter in die Theater und Kinos führt, aber beide in neuer Aufmachung. Charly wechselte mit den Hosen seine Art nicht. Er blieb kühl, beschwingt, unverbindlich und vor allem natürlich. Elisabeth hingegen wirkte verwandelt. Ich habe sie nie bei einer offensuren Geschmacklosigkeit ertappt. Es war vielmehr auffallend, wie ihre verwegsten kleinen Sprünge ins Ungewöhnliche doch stets innerhalb der geheimnisvollen Grenze blieben, die das Schöne vom Häßlichen trennt. Aber als ungewöhnlich mußte man es freilich wohl empfinden, wie sie sich für den Abend zurechtmachte. Große Geldausgaben erlaubten ihre Mittel nicht. Diese Beschränkung war zu erkennen, doch sie störte nur, weil diese sie offenbar in um so größere Auslagen an Überlegungen gestürzt hatte. Nichts an ihr war selbstverständlich; vom Stoff und Schnitt bis zu den Zutaten war alles bis ins kleinste bewußt gewählt. Zugegeben, das muß so sein, nur dürfte man es nicht sehen. Das Ereignis war reizvoll in seiner Art, aber quälend. Dazu kam, daß sich das gute Kind nicht nach dem eigenen Maße kleidete. Hätte sie das Vorbild wenigstens unter lebenden Menschen, in Modejournalen oder doch unter den Film-, Theater- oder Buchhelden gesucht, gut; aber gerade

das tat sie nicht. Sie kleidete eine Traumgestalt, die der Vorstellung entsprach, welche sie gerade von sich selber hegte. Solang sie an diese glaubte und die ganze kleine Bernath entsprechend spielte, ging auch das noch an. Aber ihre Vorstellungen von sich selbst änderten eben rascher, als sie die Kleider erneuern konnte. Während solchen Übergängen wirkte Elisabeth besonders zwiespältig. Nach zwei bis drei Monaten kam es mir vor, Elisabeth befand sich wieder einmal in einer ihrer Mauersungen.

Ich kenne die Dancings und Bars von Z., obschon ich solche Orte höchst selten besuche, genauer als mancher Herr, dem diese das halbe und bessere Leben bedeuteten. Sie wissen ja warum. Vielleicht käme ich überhaupt nie hin, wenn nicht meine Kollegen vom Land eine ausgesprochene Neigung für diese großstädtischen Unterhaltungsstätten bekundeten. Ich möchte sie nicht um das Vergnügen bringen und lasse mich also hie und da mitschleppen oder mache gar den Führer, wenn es unbedingt sein muß. Meist ziehe ich dann das « Beau Rivage » vor. Man hat dort Platz und sitzt bequem. Es geht gedämpft zu. Die Leute, mit denen ich beruflich zu tun habe, bilden die Ausnahme. Neben den angegrauten und aufgetakelten Langweilern finden sich auch junge Leute, die gekommen sind, um zu tanzen und ihren Spaß daran haben.

Im « Beau Rivage » traf ich bei einer solchen Gelegenheit Charly und Elisabeth. Der gute alte Dr. L. war bald in das Studium seiner Umgebung so vertieft, daß er schwitzte und ich Muße fand, mich meinerseits ungestört meinen Beobachtungen hinzugeben. Das, was mir auffiel, war, wie Elisabeth tanzte. Sonderbar, sie schien ruhig, kindlich, glücklich. Ich hatte sie auch schon so gesehen. Wann? Ich brauchte mich nicht lange zu besinnen. Das war die kleine Elisabeth, die mir einmal mit der Vase auf den Knien gegenüber saß. Der junge Mann Charly, von dem sie sich so willig führen ließ wie von der Musik, trat dabei für sie kaum groß in Erscheinung.

Doch mit dem letzten Ton der Kapelle war die Verzauberung freilich gebrochen.

Die beiden saßen in unserer Nähe, er und sie sogen von Zeit zu Zeit aus ihrem Strohhalm eine der farbigen Flüssigkeiten, die an solchen Orten ausgeschenkt werden. Das war die einzige Gemeinsamkeit. Sie redeten kaum miteinander. Nun, die Mehrzahl der Paare war schweigsam. Er widmete weder seiner Partnerin noch der übrigen Umwelt, noch sich selbst eine besondere Aufmerksamkeit. Er war einfach da. Ganz anders Elisabeth. Man weiß ja, das Augenmachen gehört zu einem jungen Mädchen. Ich für mich möchte es an keinem missen. Diese Lichter aus jungen Augen blinken wie Sonnenstrahlen durch das dunkle Blätterwerk des Alltags, sie wärmen, sie erheitern und locken selbst aus alten Herzen Feuerchen, die längst unter Asche liegen. Es fällt für alle etwas ab. Aber gerade so!

Der gute Dr. L. stieß mir den Ell-



Werner An der Matt

Federzeichnung

bogen irgendwo in die Weste: « Sehen Sie die Kleine dort, das ist allerhand! »

Ich brauchte nicht erst seinen Blicken zu folgen, wir hatten ohnehin das gleiche Ziel. Es war allerhand. Ich hatte immerhin angenommen, das merkwürdige Gehaben Elisabeths sei nur mir aufgefallen.

« Der junge Mann hat Nerven », meinte L., « er wird sie brauchen. »

Ich machte mir nun Charlys wegen keine Sorge. Er war weder stumpf noch roh, verwundbar, wie wir es alle sind, aber nicht durch das kleine Mädchen neben ihm. Was dieses ihm zufügen konnte, waren Nadelstiche, prickelnd zunächst, anregend, aufregend, eine Erfahrung mehr in einem Spiele, das lockend begonnen hatte, das ihn bald nicht mehr übermäßig fesselte und das er fähig wäre abzubrechen, sobald er es satt wurde. Er mochte zwar die Mädchen gerne leiden, gewiß auch Elisabeth. Er konnte aber ohne jedes einzelne wohl sein, sicher auch ohne Elisabeth. Ganz sein Vater. Aber Elisabeth gaffte die Männer ihrer nähern und weiteren Umgebung in der Tat herausfordernd an. Der brave L. war durchaus im Recht. Sie gab nicht locker, alle mußten auf sie aufmerksam werden. Nur war in diesem Gehaben doch etwas, das es von dem anderer eroberungslustiger Mädchen unterschied. Es war weder die kalte und unpersönliche berufsmäßige Werbung noch froher Übermut hemmungsloser Jugend. Doch auch wieder nicht bloß der Ausdruck einer kindischen Lebensneugierde, die mehr verheiße, als sie weiß, und mehr verspricht, als sie gewähren will. Das hätte selbst der wackere L. merken dürfen. Dieses junge Mädchen tat, was sie tat, nicht zum Vergnügen. Sie machte den Männern Augen, allen Männern, aber nicht, weil sie wollte, sondern weil sie mußte. Sie suchte die Männer in ihren Bann zu ziehen; aber sie war die Gebannte. Wovon? Natürlich, alles läßt sich erklären, nur ging es mir damals um keine Erklärung. Dazu tat mir die Kleine viel zu leid. Ich vermüte übrigens, daß ich nicht als einziger so empfand. Manchem, dem es gewiß nur schmeichelte, beachtet

zu werden, war es bei diesem Erfolg nicht ganz wohl. Es kam mir vor, es schämte sich mehr als einer für dieses junge Mädchen, das sich so gehen ließ.

Deutete ich an, daß Elisabeth, als sie in meinen Gesichtskreis trat, eher eigenartig als hübsch wirkte? An diesem Abend sah ich zum erstenmal, daß sie trotz ihrer Eigenart zu einem schönen Mädchen geworden war. Schönheit ist gefährlich, das ist so richtig wie platt. Schönheit kann auch entwaffnen. Nun, ich glaube, für Elisabeth war sie ein Schutz. Sie machte die Männer verlegen. Freilich nicht alle.

Elisabeth gegenüber, im Rücken von Charly, saßen drei südländische Herren. Sie gingen auf das erstaunliche Augenspiel sofort ein. Ich hoffe, Sie halten mich nicht für so einfältig, daß ich « Ausländer » als besondere Bösewichte betrachten könnte. Aber selbstverständlich bewegt sich jeder dort, wo er keine Verantwortlichkeit fühlt, ungehemmter. Die hiesigen jungen Männer konnten sich viel zu gut in Charlys Haut versetzen, um ohne weiteres die Herausforderung seiner Partnerin anzunehmen. Außerdem, wie konnten sie wissen, ob das eigentliche Ziel des Mädchens nicht bloß darin bestand, ihren Partner zu wecken und zu reizen.

Gedanken an derlei Spitzfindigkeiten beschwerten die drei Fremden nicht. Am entschlossensten nahm der Älteste von den dreien die Fernverständigung auf. Als erfahrener Kämpfer tat er das deutlich. Er ließ Elisabeth nicht aus den Augen, bis die wissen mußte, daß er ihre Herausforderung als an sich gerichtet betrachtete und angenommen hätte. Darauf brach er das Geplänkel ab und kehrte sich wieder seinen Freunden zu. Beim nächsten Tanz verbeugte er sich gemessen vor Charly und wandte sich an Elisabeth, wie einer, der eine längst fällige Rechnung einzieht. Er tanzte sehr förmlich, ließ sie nach dem Tanze stehen und kümmerte sich den ganzen Abend nicht mehr um sie. Dennoch wußte ich, daß für die kleine Bernath ein neuer Lebensabschnitt begonnen hatte.

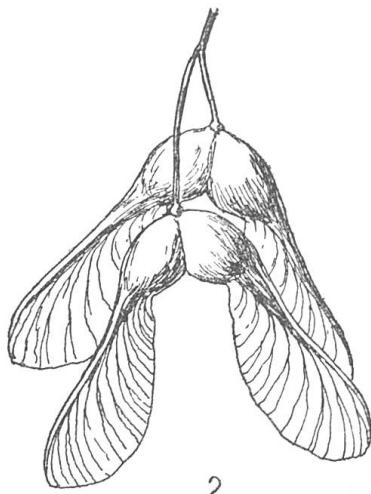
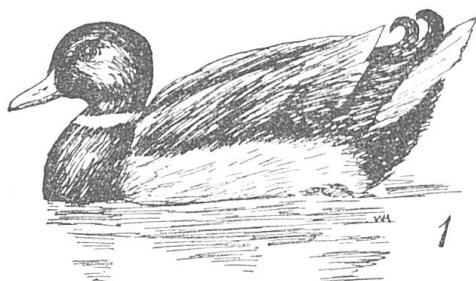
*

Bevor Elisabeth zu Charly übergegangen war, hatte mich Robert förmlich begrüßt, wie es sich bei einem jungen Mann einem ältern Herrn gegenüber, dessen Weg er täglich kreuzt, gebührt. Nach dem Bruche nickte er mir vertraulich zu, wie einem alten Bekannten, mit dem uns ein gemeinsames Erlebnis verbindet. Es gab sich sogar, daß wir ins Gespräch kamen. Es war begreiflich, aber immerhin bemerkenswert, wie selbstverständlich er annahm, daß ich über alles, was Elisabeth betraf, im Bilde war. Wenn wir im Abteil miteinander plauderten, unterhielten wir uns nur über Elisabeth, obwohl Robert sich, seit ihn die kleine Bernath verlassen hatte, nicht etwa abgeschlossen und auf Mädchenbekanntschaften verzichtet hätte. Man sah ihn jetzt häufig mit zwei Freundinnen, die früher Charlys Aufmerksamkeit genossen. Aber sie gehörten einer andern Art Mädchen an als Elisabeth; sie waren leichter zu behandeln. Sie verlangten nicht von ihm, was er nicht bieten konnte und nahmen gern und ohne Gewissensbisse an, was er ihnen bot. Sie merkten gar nicht, was ihn quälte und ihm fehlte, dafür bewunderten sie freigiebig seine Tugenden, aus denen er kein Geheimnis machte. Tüchtig war er bestimmt, auch gutmütig, aber mit der Schwäche verbunden, sich gerne bemitleiden zu lassen. So hatte er beispielsweise trotz seiner rührenden Anhänglichkeit an die kleine Bernath diese doch vor seinen neuen Freundinnen bloßgestellt. Das schloß ich wenigstens aus den feindselig entlarvenden Blicken, mit denen diese Elisabeth maßen. Auch er litt immer noch an der gleichen Krankheit wie Elisabeth, nur hatte er den Rank gefunden, seiner Einsamkeit durch Arbeit zu entfliehen. Das hörte ich aus dem bittern Ernst, mit dem er vor Kollegen von seinen geschäftlichen Erfahrungen erzählte, und wie er, im Bestreben diesen von innen her zu durchschauen, seinen Chef nachahmte.

In unsren Gesprächen, die sich wie gesagt auf Elisabeth beschränkten, berührte er den Schmerz, den ihm Elisabeth zugefügt hatte, nie. Er sprach von ihr

**KENNEN WIR
UNSERE
HEIMAT?**

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 44

feierlich, sachlich. Es ging ihm wirklich um sie. Das rechnete ich ihm hoch an. Unsere Unterhaltungen wiederzugeben ist schwierig. Er äußerte sich nur in Andeutungen, und ich beschränkte mich darauf, merken zu lassen, daß ich diese verstand. Sein Anliegen war, Elisabeth vor ihm selbst und mir zu entschuldigen und sie in einem bessern Lichte zu zeigen, als er sie selbst in seinen schlechten Stunden sah und vermuten mußte, daß sie andere, und auch ich, sehen würden. Niemand, der uns zugehört hätte, wäre nachgekommen. Die Vorstellung dieser dunkeln Gespräche zwischen einem Zwanzigjährigen und einem Manne meines Alters lächerlte mich oft selbst. Wie müssen sie erst auf andere gewirkt haben!

Von Robert erfuhr ich zuerst, daß Elisabeth mit Charly in der Tat gebrochen hatte. Es lag keine Spur von Schadenfreude in der Neuigkeit, die er mir so nebenbei mitteilte. Der Nachfolger Charlys machte ihm viel zu viel Kummer, um einem andern Gefühl Platz zu lassen. Die neue Bekanntschaft von Fräulein Bernath — er nannte Elisabeth mir gegenüber nie anders — beunruhigte ihn tief. Über die eine Ursache äußerte er sich nur unbestimmt, vermutlich, weil er mich auch nicht mehr zu den Jüngsten zählte. Aber ich spürte schön heraus, was er meinte. Ich kenne ja diese Einstellung. Junge Leute betrachten es immer gewissermaßen als Verrat, wenn ein Mädchen den Freund aus einer andern Altersstufe wählt. Sie ent-

zieht sich damit ihrem Kreise, der Verantwortung vor dessen ungeschriebenen Gesetzen und auch ihrem Schutz. Aber außerdem war der Mann noch Ausländer. Das verschlimmerte die Sache. Er stellte sich den neuen Freund Elisabeths als nichts viel Besseres als einen Mädchenhändler vor.

Roberts Angst verriet sich allerdings bloß durch die Art, wie er von der neuen Bekanntschaft redete. Die Worte, die er brauchte, sollten eher seine Befürchtungen verdecken und Elisabeth zum voraus vor Verdächtigungen schützen, die er selbst erhob. Er fühlte wohl, daß seinen Worten die Kraft fehlte, denn er versuchte sie durch eine Lüge zu stützen. Nun arbeitete er wirklich in einem Beruf, bei dem der Verkehr mit Auskunfteien und Inkasso-Bureaux alltäglich ist. Es konnte deshalb wohl sein, daß er sich des Herrn Ragusa wegen an eine solche Einrichtung gewandt hatte. Unmöglich aber war, daß er, obwohl er gerade das mit drohender Wärme behauptete, dort etwas über die Vertrauenswürdigkeit erfahren haben konnte, auf die es in dieser Angelegenheit allein ankam.

Ich mochte Robert um dieser Verdrehung willen nur um so besser leiden. Alle Mittel, die ein junger Mann für das, was er für die Ehre eines Mädchens hält, einsetzt, werden durch den guten Zweck verklärt, vor allem bei einem jungen Manne, der sie für ein Mädchen verwendet, das ihn verlassen hat. Aber das wenige, was ich von der Verbindung der kleinen Bernath mit Herrn Ragusa mit eigenen Augen sah, entsprach nicht dem, was ein Vater für seine knapp volljährige Tochter wünschen möchte. Ungefähr als erstes lernte ich den Wagen des Herrn Ragusa kennen. Er glänzte in heiterem Gelb, war für einen Zweiplätzer verschwenderisch geräumig und äußerst rassig im Schnitt. Ich begegnete ihm nun eine Zeitlang häufig, vor allem abends und meistens ziemlich spät. Bei den wenigen Gelegenheiten, die sich mir boten, Elisabeth wie früher im Bahnabteil zu sehen, stellte ich fest, daß sie sich schnell den veränderten Umständen angepaßt hatte. Sie kleidete sich zum erstenmal

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 37

Vom Eintritt der Kugel bis zu ihrem Austritt verging ein Bruchteil einer Sekunde, während der sich der Zug vorwärts bewegte. Wäre der Schuß im rechten Winkel zur Fahrrichtung der Eisenbahn abgegeben worden, so stünden sich die Ein- und Austrittsstelle der Kugel nicht genau gegenüber. Der Schuß mußte ein wenig von hinten gekommen sein. So konnte er genau gegenüber in das Fenster einschlagen, denn während der Zug sich ein wenig vorwärts bewegte, bewegte sich auch die Kugel vorwärts (da sie schräg von hinten kam).

PS. Die Kugel stammte aber doch nicht von Bills Bande. Ein Sonntagsjäger hatte eine Ente verfehlt.

nicht mehr nach ihrem, sondern nach einem andern Geschmack. Der Wechsel wirkte sich insofern gut aus, als nun die störenden Eigenwilligkeiten fehlten. Überdies war der fremde Geschmack offenbar nicht schlecht. Ihnen, als einem Kollegen, kann ich es sagen, daß es mich gewissermaßen von Berufs wegen beruhigte, festzustellen, daß die Ausstattung immerhin kaum den Rahmen wesentlich überstieg, der einem Mädchen in den Verhältnissen Elisabeths gesetzt ist. Wenigstens unter der Annahme, die ja höchst wahrscheinlich zutraf, daß sie ihr ganzes Geld dafür aufwandte.

Weniger gefiel mir, daß sie sich um einige Jahre älter kleidete, als sie war. Nun, Herren in einem gewissen Alter, die ihre Gunst an sehr junge Mädchen wenden, begünstigen diesen Fehler oft. Das Gefühl, das sie dazu treibt, ist verständlich, wäre aber, wenn es die jungen Mädchen verstünden, nicht geeignet, ihren Stolz zu nähren.

Mit der Zeit war es Herrn Ragusa offenbar zu mühsam geworden, sie abends selbst nach Hause zu fahren. Er verpackte sie in einen Mietwagen. Das schloß ich aus den Fetzen eines Gespräches zwischen Elisabeth und einem andern jungen Mädchen, die ich zufällig auffing. Ich erzähle es Ihnen, weil es zeigt, was für ein Kindskopf die kleine Bernath immer noch war. Sie schwärzte von einer Tanzvorführung, der sie mit Herrn Ragusa beigewohnt hatte, wie sie dann in ein Taxi schlüpfte, der Chauffeur losgefahren sei und sie richtig vor ihrem Haus absetzte, obschon er sie nicht einmal nach ihrer Adresse gefragt habe. Sie wollte damit ihren ehemaligen Schulkolleginnen zu verstehen geben, wie bekannt sie in Chauffeurkreisen sei, und sich um ihres wilden Lebens wegen beneiden lassen. Ob ihr das gelang, weiß ich nicht. Aber warum sie dieser Chauffeur nicht noch erst nach der Adresse fragen mußte, konnte ich mir dafür um so besser vorstellen. Es handelte sich ohne Zweifel um einen Mann, der seit etwa zwanzig Jahren keinen Katzensprung von ihr und mir entfernt wohnt.

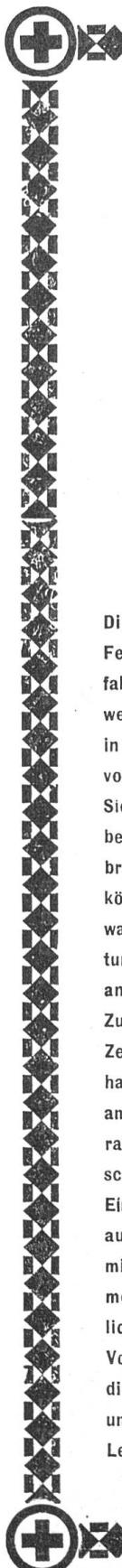
Neben solchen nur kindischen Äußerungen ihres Übermutes zeigte sie andere Zeichen, die ich ungern sah. Die kleine, struppige Elisabeth, wie ich sie einst gekannt hatte, war von ihren Schulkameraden immer als «stolz» verschrien worden. Nun rächte sich die schöne gepflegte Elisabeth. Sie wollte sich beneiden lassen. Ihre Schulkameradinnen taten ihr den Gefallen wohl. Aber nur mit dem lauernden Hintergedanken und der hoffnungsvollen Erwartung, daß sich ihr Neid bald genug als unbegründet erweisen werde. Das spürte Elisabeth, und da sie ihrer Überlegenheit keineswegs sicher war, wußte sie sich bloß so zu helfen, daß sie die Spitzen dieses Stachels von ihrem Herzen weg gegen ihre Widersacherinnen wandte. Sie begann, um sich nicht selbst verurteilen zu müssen, die andern zu verachten, und um sich selbst nicht zu entblößen, grausam auf Blößen der andern zu achten. Es war unheimlich, festzustellen, wie sich dieser innere Vorgang langsam in ihren Gesichtszügen auszuprägen begann.

*

Sie haben mich schon ausgelacht, wie peinlich genau ich meine Bureaustunden einhalte. Sie kennen meine Ansichten über diesen Punkt. Sie werden sich deshalb nicht wundern, daß es mich unangenehm berührte, als ich einmal zufällig die kleine Bernath mit Herrn Ragusa am helllichten Tag in eine Hotelhalle einschwenken sah.

Ich vermute zwar, daß Elisabeth, ehrgeizig wie sie war, ihre Berufsarbeit eher recht als schlecht erfüllte. Klug, flink, konnte sie, wenn sie wollte, eine brauchbare kleine Hilfe sein. Ich nehme an, daß sie wollte, aber doch nur so weit, als die Arbeit ihre Kreise, die sie für das Leben selbst hielt, nicht störte.

Ich konnte mir leicht ausmalen, wie Elisabeth zu diesen freien Nachmittagsstunden gekommen war. In dem Bureau eines jungen Anwalts herrscht nicht immer Hochbetrieb. Der Chef hat keinen Grund, den ganzen Tag am Pulte zu sitzen, und mancherlei Anlaß, es zu verlassen. Der Terminkalender gibt der kleinen Sekre-



**Es ist weder möglich
noch wünschenswert,
alle unsere jungen
Leute zu**

AKROBATEN

zu erziehen.

Die Schweizer Meister im Ringen, im Fechten, im Schwimmen und im Skifahren in Ehren! Es ist erfreulich, wenn sich unsere Nationalmannschaft in diesem oder jenem Länderspiel hervorragend schlägt. Aber die größten Siege großer Sportskanonen sind völlig bedeutungslos, wenn sie nicht aus der breiten Grundlage einer gesunden und körperlich leistungsfähigen Jugend erwachsen. Wichtiger als die Heranzüchtung einzelner Sportsgrößen ist die Heranbildung einer Jugend, die im engen Zusammensein auf Wanderungen, beim Zelten und in Lagern nicht nur gelernt hat, sich mit ihren Leistungen aneinander zu messen, sondern sich als Kameraden richtig zu schätzen und einzuschätzen. Nur in der Gemeinschaft lernt der Einzelne sein Bestes herzugeben und doch auch auf den Schwächsten, der ebenfalls mitkommen muß, Rücksicht zu nehmen, Siege und Niederlagen brüderlich miteinander zu teilen. Ein freiwilliger Vorunterricht, der es fertig brächte, in diesem Sinne zu wirken, würde auch für unser wirtschaftliches und politisches Leben wertvolle Früchte tragen.

tärin zum voraus zuverlässige Auskunft, wo der Chef dann und dann sein wird und wann er unmöglich vor sechs zurück erwartet werden muß. Sie hat ohnehin gerade wenig zu tun, sie kann es wagen, sich ausnahmsweise für einen Nachmittagstee zu verabreden. Um halb vier Uhr beginnt sie sich schön zu machen, um vier Uhr schließt sie das Bureau ab und stößt den unförmlichen Schlüssel, um ihr zierliches Handtäschchen nicht zu beschweren, unter die Türvorlage. Sie wird vor sechs zurück sein. Das schlimmste, was inzwischen geschehen kann, sind zwei, drei unbeantwortet gebliebene Telephonanrufe.

Das geht bald kürzer, bald länger; aber die Folgen bleiben nie aus. Bei Elisabeth stellten sie sich bald ein.

Es war mir nicht ganz geheuer, als mich Robert um eine Aussprache bat. Es geschah dies ungefähr so, wie wenn ein Soldat sich nach umständlichen Überlegungen entschlossen hat, seinen Vorgesetzten um eine dienstliche Unterredung unter vier Augen zu ersuchen, verhalten, erregt, dringlich. Ich versuchte das Ungewöhnliche dieser Aufforderung dadurch abzubiegen, daß ich ihm anbot, mich in E. auf ein paar Schritte zu begleiten. Er wies schroff ab. Er war auch nicht bereit, mich zu Hause aufzusuchen. Ich bat ihn also — es blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich den jungen Mann nicht einfach stehen lassen wollte — mir eben zu sagen, wie er sich denn diese Zwiesprache ausgedacht habe. Sein Plan war, mich am nächsten Tag um neun Uhr abends in einem bestimmten Café zu treffen.

Ich fühlte mich halb belustigt, halb lächerlich, als ich am andern Abend wirklich den verabredeten Ort betrat, eine «marokkanisch» ausgestattete Kaffeestube mit durch herabhängende Teppiche gebildeten Nischen. Es saßen nur junge Leute da. Alle machten einen bekümmerten Eindruck: es schien ein beliebter Treffpunkt armer Seelen. In einer der Nischen wartete Robert bereits auf mich. Ihm kam unsere geheimnisvolle Zusammenkunft offenbar natürlicher vor als mir; aber gemütlich fühlte er sich auch nicht.

Er war gut vorbereitet; dennoch erröte er wie ein Kind, als er mir umständlich zu erklären begann, weshalb er mich hierher bestellt hatte. Was ihn würgte, war, daß er etwas sagen mußte, das Elisabeth herabsetzen konnte. Bestimmt hatte er auch nur aus diesem Grunde für unser Treffen die etwas ungewöhnliche Umgebung gewählt. Sie schien ihm für das Geheimnis, das er mir anvertrauen wollte, besonders geeignet. In vier Worten ausgedrückt war die Lage die, daß Elisabeth fristlos gekündigt worden war. Ich fragte nicht, wie es dazu gekommen sei, und er sagte es mir nicht. Er hielt das für unnötig und hatte damit, wie Sie wissen, recht.

Damals war es für ein junges Mädchen nicht so leicht, eine Stelle zu finden, wie gerade jetzt; immerhin wäre sie natürlich doch wieder irgendwie untergekommen, und sie hätte ja warten können. Die Sache würde also keiner Aufregung wert gewesen sein, wenn, ja, wenn nicht erschwerende Umstände hinzugekommen wären. Ich kannte sie im einzelnen nicht, und da ich wahrscheinlich lange hätte warten müssen, bis Robert mit diesen von sich aus herausgerückt wäre, sagte ich ihm auf den Kopf zu, daß Elisabeth natürlich dumme Schulden gemacht habe, bei einem Schneider, selbstverständlich, wahrscheinlich auch bei einer Modistin, diese aus ihrem Gehalt habe bezahlen wollen und nun in der Tinte sitze. Robert sagte weder ja noch nein. Er murmelte nur etwas in der Richtung, daß ihm Fräulein Bernath auch schon ausgeholfen hätte, das wäre nicht schlimm, aber er finde, Fräulein Bernath müsse sofort eine Stelle haben. Ich erklärte mich einverstanden. Aber das genügte begreiflicherweise Robert nicht.

« Sie könnten ihr doch sicher etwas finden », meinte er, « wenn Sie nur wollten. » Daß ich wollen müsse, drückte er durch den beschwörenden Ton seiner Behauptung unmißverständlich aus.

Ich wollte schon. Aber konnte ich? Bestimmt ist es immer etwa möglich, einen jungen Mann oder ein junges Mädchen unterzubringen, wenn die Zeit nicht drängt, aber von heute auf morgen? Darin

überschätzte Robert meine « Beziehungen ». Das tut man in seinem Alter gerne. Ich ließ mir die Sache durch den Kopf gehen. Es fiel mir im Augenblick niemand ein, der in der Lage sein könnte, gerade jetzt eine junge weibliche Hilfe zu brauchen.

Robert legte mein Schweigen falsch aus.

« Sie dürfen Fräulein Bernath ruhig empfehlen », grollte er, « sie ist ein gescheites Mädchen, das klügste, das ich kenne. »

Wie hätte ich verhindern können, zu lächeln! Aber da kam ich schlecht an.

« Sie ist zuverlässig, fleißig, ich würde meine Hand dafür ins Feuer legen. »

An diesem letzteren zweifelte ich nicht, Robert tat mir geradezu leid.

Er hatte nun den Eindruck, doch gestehen zu müssen, was er gerne für sich behalten hätte.

« Ich weiß schon », sagte er zögernd, « zweimal, nein dreimal ist sie während der Arbeitszeit weggelaufen. Aber sie ist eben noch jung. Sie sitzt an ihrer ersten Stelle. Sie ist allein im Bureau. Sie hat nichts zu tun. Der Doktor kümmert sich ganze Tage nicht um sie. Das ist für kein junges Mädchen gut. Fräulein Bernath war es einfach zu langweilig, nur auf ein Telefon zu warten, das dann doch nicht kommt. »

Wahrscheinlich merkte Robert selbst, daß er, nur um das zu verschweigen, was er eigentlich sagen wollte, etwas langfädig geworden war.

Er brach ab — und aus:

« Dieser Ragusa, der Gauner, der Schuft, der alte Halunke », und wurde seine Herzensangst endlich los.

Da saßen wir dann also mitten drin. Dieser Ragusa, ja, was hatte er denn schon verbrochen? Was läßt sich gegen diesen Mann sagen — so alt war er übrigens gar nicht, von uns aus gesehen fast ein Jüngling, ich würde denken, kaum 35 Jahre — gegen einen Mann, der mit einem jungen Mädchen, das sich ihm an den Hals wirft, einen Nachmittagstee besucht. Soll er vielleicht erst ihre Mutter fragen, ob sie nichts dagegen hat, oder ihren Chef, ob es

ihm paßt? Nein, sogar Robert konnte das Herrn Ragusa nicht ernstlich übelnehmen. Er war ihm nur böse, um Elisabeth nicht zürnen zu müssen. Und ich? Wahrhaftig, ich war nahe daran, das gleiche zu tun. Ich spürte eine ohnmächtige Wut gegen einen Herrn, der mich nichts anging, nur weil er die äußere Veranlassung war, daß eine junge Gecksnase, die mich ebenso wenig anging, ihre Stelle verloren hatte. Ich saß in einem marokkanischen Café, in das ich nicht gehörte, mit einem Burschen, dessen Vater ich hätte sein können, und quälte mich mit ihm eines Mädchens wegen ab, das von ihm nichts wissen wollte und von mir nichts wissen konnte, als daß ich mit Anteilnahme und Wohlwollen von ferne ihre kleinen Wege verfolge. Was ließ sich tun? Mit Herrn Ragusa war nichts anzufangen, das leuchtete sogar Robert ein. Ich hätte Elisabeth vaterländisch den Kopf waschen können. Robert hatte Bedenken; er fürchtete, es würde ihren Stolz verletzen. Das hätte ich schließlich auf mich genommen, nur, was ging mich das alles an, wo nahm ich die Rechtfertigung her, sie für etwas abzukanzeln, wofür sie sich bei mir nicht rechtfertigen mußte, und sie väterlich vor Folgen von Gefahren zu warnen, die ausschließlich sie würde tragen müssen! Ich glaube, ich hätte es dennoch getan, obschon ich weiß, wie sinnlos Worte in solchen Fällen sind, wenn, nun, wenn ich mir eben der Väterlichkeit meiner Gefühle ganz sicher gewesen wäre. Aber war ich das?

Meine Erzählung könnte bei Ihnen den Eindruck erwecken, als ob ich mich jahrelang sozusagen hauptamtlich mit dem Ergehen der kleinen Bernath abgegeben hätte. Das trifft natürlich keineswegs zu. Elisabeth hatte bis jetzt nur einen verschwindenden Bruchteil meiner freien Zeit in Anspruch genommen. Nicht viel mehr als ein Blumenstücklein im Fenster eines Nachbars, dem man hin und wieder einen Blick schenkt, ihm gute Erde, Wasser, Licht und Sonne gönnen möchte und wünscht, daß es wohl gerate und blühe. Ich gab ihr wochenlang kaum einen Gedanken. Aber in der letzten Zeit hatte mich

das Hexlein unbemerkt mehr und mehr beschäftigt. Ich fürchte, ich empfand für Herrn Ragusa so etwas wie Eifersucht. Ich möchte ihm Elisabeth nicht gönnen. Wobei es mir allerdings, das gestehe ich mir zu, nicht nur um den schönen frechen Fratz zu tun war, der, während er hinter der Maschine hätte sitzen sollen, Nachmittagstees besuchte. Aber verhielt sich das bei Robert nicht ganz ähnlich? Es dämmerte mir, als ich mit Robert in der verdunkelten Nische saß und Pläne schmiedete, auf, daß es sich bei uns zweien um zwar sehr verschiedene, aber eben doch um zwei Verliebte handelte, die sich gegenseitig über ein Mädchen ereiferten, das für keinen von beiden bestimmt war.

Als wir auseinandergingen, hatte ich Robert versprochen, das meine zu tun, um Elisabeth eine Stelle zu verschaffen.

*

Wie das bei Plänen, die man für andere entwirft, oft geschieht, hatten wir vergessen, mit den eigenen Zügen dieser andern zu rechnen. Ich erfuhr bald, daß Elisabeth erstens von sich aus mit Herrn Ragusa gebrochen und zweitens selbst eine neue Stelle gefunden hatte. Geht Ihnen ein Licht auf? Der Herr Kollege, den ich mühsam überredet hatte, ein junges Mädchen, das er nicht unbedingt brauchte, sofort wenigstens versuchsweise anzustellen — ganz richtig, das waren Sie — dieser Herr maß mich mit etwas kritischen und spöttischen Blicken, als ich ihm noch am gleichen Tage berichten mußte, das betreffende Fräulein sei nun anderweitig versorgt. Das war peinlich.

Schwerer wog für Robert und mich der Nachfolger, den sich Elisabeth für Herrn Ragusa gewählt hatte. Das war nun ein junger Mann und hätte insofern den Beifall von Robert finden sollen. Ich verstand jedoch, daß dies nicht zutraf. Vielleicht war er ihm immer noch nicht jung genug. Vor allem aber paßte ihm und mir — für Elisabeth — die Umgebung nicht, aus der er stammte und in der er sich bewegte.

(Fortsetzung folgt.)